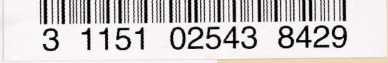
E
458.3
.R22
1863



Hollinger Corp.
pH 8.5

„Ein einiges deutsches Vaterland"! — Bei welchem Deutschen, wäre er auch noch so tief in das Getriebe selbstischen Strebens versunken, wäre er den Erinnerungen an das Land seiner Geburt noch so sehr entfremdet, erweckt nicht dieses Wort freudig-wehmüthige Empfindungen? Ein einiges, freies, starkes Vaterland, auf dessen Flagge seine Söhne in den fernsten Weltgegenden mit Stolz verweisen könnten, dessen Größe und Ansehen jedem Deutschen auch in der Fremde die höfliche Achtung sichern würde, deren der Engländer oder der Franzose sich erfreut: — ein solches einiges, freies Vaterland hat der Deutsche nie gehabt; es ist der Gegenstand seiner Wünsche und Sehnsucht geblieben. Und nirgends vermißt er es bitterer, schmerzlicher, als wenn er bei einem fremden Volke eine Heimath sucht. In der Fremde erst erschließt sich ihm die Erkenntniß, wie viel jedem Einzelnen das Bewußtsein werth ist, einer großen und starken Nation anzugehören.

In Amerika sind Millionen von Deutschen dieses Bewußtseins theilhaftig geworden. Mit Stolz und Freude haben sie sich deutsche Amerikaner genannt. Die Jugenderinnerungen an das Land ihrer Kindheit lieb und werth haltend, haben sie doch das Land ihrer Wahl als ihre eigentliche Heimath, als das Vaterland ihrer Kinder lieben gelernt. So gedenkt der Mann gern mit Rührung seines Kinderlebens im Elternhause, während doch sein Wesen, Denken und Empfinden in dem Heimwesen wurzeln, das er sich und dem Weibe seiner Wahl begründet hat. Wohl haben viele Deutsche eine Reihe von Jahren dazu gebraucht, um sich mit ihrem Denken und Streben auf amerikanischem Boden anzuwurzeln; wohl haben viele von ihnen sich erst nach manchen bittern Enttäuschungen und Aergernissen in die veränderten Lebensverhältnisse eingewöhnt. Aber selbst unter diesen giebt es nur Wenige, die nicht in viel höherem Grade Amerikaner wären, als sie selbst es glauben. Sie erfahren es erst, wenn ein Besuch in ihrem Geburtslande ihnen das ganze schmerzliche Elend und die Jämmerlichkeit der deutschen Zerrissenheit und Kleinstaaterei vor Augen führt. — Dann schwindet ihre Amerikamüdigkeit rasch dahin und sie, die sich vielleicht Glück dazu gewünscht hatten, ein Land zu verlassen, mit dessen Sitten und Gebräuchen sie in so bitterm Hader gelebt, nennen sich dann gern und mit Stolz Amerikaner. Sie erkennen, was die große Masse der deutschen Amerikaner auch ohne solche Probe erfahren

hat, daß es eine Ehre und Freude ist, Theil eines großen, mächtigen Staatswesens zu sein, an dessen Flagge sich überall, wohin sie dringt, die Vorstellung knüpft, daß sie ein sicherer Schutz und Schirm für jeden Angehörigen der Nation ist.

Nicht um Bürger eines einzelnen Staats oder einer Stadt zu werden, kamen Deutsche hieher; nicht New Yorker, Wisconsiner, Missourier oder Massachusettser wollten sie sein, sondern Bürger der großen, über einen ganzen Welttheil sich erstreckenden Republik, Amerikaner. Der Bundesrepublik der Vereinigten Staaten haben sie den Bürgereid geleistet, nicht dem Staate, in welchem sie, meistens durch sehr zufällige Umstände veranlaßt, ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Es verbinden sich für den deutschen Amerikaner keine theuere Kindheits-Ueberlieferungen mit den Namen der einzelnen zum großen Freistaatenbunde gehörenden Staaten. Die Sondergeschichte dieser Staaten hat für ihn keinen Sinn und Werth; — Sonderpatriotismus, wie der in den deutschen Kleinstaaten herrschende, erscheint bei dem deutschen Amerikaner als eine lächerliche Nachäfferei und macht niemals den Eindruck der Aufrichtigkeit. Selbst da, wo eigenthümliche Verhältnisse den deutschen Amerikanern die Aufgabe zugewiesen haben, als bestimmendes Element für die Zustände eines einzelnen Staats aufzutreten, wie in Missouri, macht sich ihr Einfluß zunächst und vor allen Dingen in der Steigerung des nationalen Bewußtseins geltend. — Bei dem geborenen Amerikaner kann sich die Abtrünnigkeit vom nationalen Wesen, wenn nicht rechtfertigen, wenigstens erklären lassen. Für ihn mag der besondere Staat, in dem er geboren ist, eine so große Summe von Herzensbeziehungen, Neigungen und Wünschen umfassen, daß dadurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer großen Nationalgesammtheit verwischt wird. Der geborene Amerikaner, besonders derjenige, der dem regen Getriebe des Erwerbslebens in den dichter bevölkerten freien Staaten fern geblieben ist, kann und mag den Begriff eines „engeren Vaterlandes" kennen, wie in Deutschland der Preuße, Baier, Schwabe oder Oestreicher und wenn er ihm die Interessen, die Ehre und Größe der Nationalgesammtheit unterordnet, so ist das sehr beklagenswerth, aber es ist wenigstens begreiflich. Aber der deutsche Amerikaner hat hier kein „engeres Vaterland" gesucht, sondern ein großes, einiges und freies Vaterland. Nur ein solches konnte er verstehen, nur einem solchen hat er sich durch einen freiwillig geleisteten Treue-Eid verbunden. Der geborene Amerikaner ist nie darum gefragt worden, ob er Bürger der Ver. Staaten sein wolle; der deutsche Amerikaner hat sie aus freien Stücken zu seiner Heimath erwählt und ihn knüpfen daran stärkere Bande der Pflicht, als den Eingeborenen.

Seit zwei Jahren befindet sich die Republik im Kampfe mit einer Aufrührerpartei, welche die dauernde Zertrümmerung der großen Nation erstrebt, zu deren Angehörigen die deutschen Amerikaner durch ihren Bürgereid ge-

worden sind. Wenn ein Deutscher so pflichtvergessen sein wollte, um sich nicht durch den Treue-Eid, den er dem Bunde geschworen hat, binden zu lassen, — kann er, seines zerrissenen Heimathlandes eingedenk, ohne den tiefsten Abscheu dem Bemühen zur Zerstörung einer Nationaleinheit zuschauen, deren hoher, unschätzbarer Werth ihm durch die Anschauung des Gegensatzes zwischen seinem alten und seinem neuen Vaterlande so klar geworden ist? Muß er, der es an sich selbst erfahren hat, wie zerstörend die nationale Uneinigkeit und Ohnmacht auf die persönlichsten Interessen aller Einzelnen wirkt, nicht jeden, selbst den höchsten Preis für die Bewahrung und Erhaltung der Nationaleinheit gering achten? Welche Zustände würde ein kleinmüthiges Eingehen auf das Begehren der Aufrührer erzeugen! In eine Trennung willigend, würden die freien Staaten der Union zu einem langen schmalen Landstreifen, einem zweiten Canada, einer Macht dritten Ranges herabsinken. Ihr Ansehen, ihre Ehre und Macht wären für immer dahin. Und das wäre nicht Alles. Von einem übermüthigen, feindlich gesinnten, durch eine ehrgeizige Aristokratie beherrschten Nachbarvolke nur durch mathemathische Linien getrennt, würden sie zu ihrem Schutz eine große stehende Armee und an der Grenze eine lange Mauthlinie zu erhalten haben. Da es an Umtrieben und Ruhestörungen, veranlaßt durch den Süden, niemals fehlen würde, würde die Polizei in ähnlicher Weise, wie in Deutschland ein politisches Institut werden. Bald genug würde sich eine „starke Regierung" als eine durch fast fortwährenden Kriegszustand gebotene Nothwendigkeit herausstellen. Die rasch anwachsende Bevölkerung, auf ein schmales und enges Gebiet zusammengepfercht, würde sich in kurzer Zeit in den diesseits des Mississippi gelegenen Staaten so verdichten, daß das Erwerbsleben, welches jetzt Allen einen schrankenlosen Spielraum zur Bethätigung ihrer Fähigkeiten, ohne Beeinträchtigung Anderer bietet, den Charakter eines bittern, gehässigen Ringens um Brod annehmen würde. Es könnte nicht fehlen, daß sich daraus Beschränkungen der Freizügigkeit, des Niederlassungsrechts und des freien Gewerbebetriebs ergäben. So würde mit der Größe und Macht auch die Freiheit des Landes zu Grunde gehen. Und Wer will voraussagen, wie weit die Zerstückelung der Republik, einmal begonnen, sich erstrecken würde? Unter der Voraussetzung, daß die ganze Union wiederhergestellt wird, halten die Staaten und Gebiete am stillen Meere und die am Mississippi mit dem Osten zusammen. Wäre aber einmal jene Voraussetzung zerstört, so würde unzweifelhaft ein Zerfall der Staatengruppen eintreten, die besondere wirthschaftliche und geographische Gebiete bilden. Californien, Oregon und Nevada würden eine pacifische Republik, die nordwestlichen Staaten eine mehr zum Süden, als zum Osten haltende Mississippi-Republik bilden, New York, Pennsylvanien und New Jersey sich von den Neu-Englandstaaten trennen. Dann wäre aus der stolzen Republik ein zweites Deutschland geworden, ein

Haufe ohnmächtiger, sich unablässig bekämpfender und ihre Kräfte unter einander aufreibende Kleinstaaten, ohne Zukunft, ohne Werth für die Darstellung der Völkerfreiheit.

Wahrlich, nicht ein solches Land haben die Deutschen in Amerika gesucht. Was hat Millionen von Deutschen bestimmt, die glänzenden Anerbieten, welche Einwanderern nach Ungarn, Rußland oder Algier geboten werden, zu mißachten und sich in dem fernen Amerika, oft unter schweren Mühen, Leiden und Sorgen, eine Heimath zu gründen? Es war nicht bloß ein großes, einiges und mächtiges, sondern zugleich ein freies Land, das sie suchten, — ein Land ohne stehende Heere, ohne drückende Beschränkungen der Gewerbefreiheit, ohne Polizeiherrschaft. Das einige Amerika konnte ihnen bieten, was sie suchten, das zerrissene und zerstückte Amerika würde ihnen nur ein klägliches Seitenstück zu den Zuständen bieten, die sie bei ihrer Auswanderung aus Deutschland für immer hinter sich zu lassen glaubten.

Leicht unterschätzt der Mensch den Werth Dessen, was er hat; erst die Entbehrung lehrt ihn diesen Werth erkennen. Man blicke auf die Deutschen im Süden. Sie, die sich in nächster Nähe der Aufrührerpartei finden und den wahren Charakter derselben kennen, sie sind nicht darüber in Zweifel, Wem sie Sieg zu wünschen haben. Es sind unter ihnen vor dem Ausbruche des Krieges nur sehr wenige Mitglieder der Partei gewesen, durch welche Lincoln gewählt worden ist. Nur den einen Staat Missouri ausgenommen, waren die Deutschen im Süden fast ohne Ausnahme Mitglieder derjenigen politischen Partei, welche die Losreißung vom Bunde ins Werk gesetzt hat. Aber von dem Augenblicke an, wo diese Losreißung erfolgte, sagte ihnen ein richtiger Instinct, daß ihre Interessen und ihr Wohlergehen mit dem Bestande der Union eng verknüpft seien. Die selbstsüchtigen Schacherer und Krämer unter den Deutschen, die aus Knechtssinn gegen die herrschende Gewalt Begeisterung für einen unabhängigen Süden erheuchelten, bildeten eine kleine Minderzahl, zu gering, um auch nur ihren Gewalthabern die Meinung beizubringen, daß sie sich auf die Deutschen verlassen könnten. Ist es nicht im höchsten Grade bezeichnend, daß aus den Hunderttausenden von Deutschen im Süden auch nicht ein einziges deutsches Regiment für die Rebellen hat gebildet werden können? Während im freien Norden die Deutschen aus ihrer Mitte allein schon ein großes Heer mit deutschen Führern gebildet haben, verschwinden in den Armeen des Südens die Deutschen, die Noth oder Gewalt gezwungen hat, den Rebellen zu dienen, vollständig. In dem einzigen Sklavenstaate aber, wo die Deutschen stark genug sind, um sich als ein besonderes Element der Bevölkerung geltend zu machen, in Missouri, — wo stehen sie dort? Alle, ob Demokraten oder Republikaner, auf Seiten der Nation und der Freiheit gegen die Rebellion und die Knechtschaft. Deutscher Opfermuth und deutscher Heldensinn ist es, der Missouri gerettet hat; deutsche Männer

von ächter Art haben auf den Schlachtfeldern von Booneville, von Mill Springs, von Fredericktown und Pea Ridge ihr Leben eingesetzt, um sich oder ihren Kindern die Güter zu bewahren, welche sie in dem freien und einigen Amerika gesucht hatten. — Und wie die Deutschen Missouris auf dem Schlachtfelde, so haben die in Texas als Märtyrer eines namenlos entsetzlichen Militärdespotismus ihr Blut vergossen. Grauenhaft sind die Leiden und Verfolgungen, welchen die dortigen Deutschen ausgesetzt worden sind. Zu Hunderten sind sie niedergemetzelt, oder all ihrer Habe beraubt und als obdachlose Flüchtlinge nach Mexiko gejagt worden. Nicht, weil sie den Rebellen Widerstand geleistet hätten, — dazu waren sie viel zu schwach, sondern nur, weil sie Deutsche, weil sie fleißig und betriebsam waren und durch die That den Beweis lieferten, daß ein fleißiger Mensch auch im Süden gedeihen könne, ohne sich von leibeigenen Knechten bedienen zu lassen. Das allein schon machte sie den Rebellen verhaßt. Ihr Fleiß, ihr durch eigene, freie Arbeit erworbener Wohlstand war ihr Verbrechen. Die Rebellen wußten, daß ein betriebsamer freier Arbeiter niemals von Herzen einer Adelsrepublik anhängen kann, daß er, selbst unbewußt, immer nach ähnlichen bürgerlichen Zuständen, wie die im Norden der Union herrschenden, streben wird. Und darum suchten sie die Deutschen zu vernichten, auszurotten, oder, wenn das ihrer Menge wegen unmöglich wäre, ihren Wohlstand zu zerstören und sie zur Flucht aus dem Lande zu zwingen.

Diese Leiden, welche Tausende unserer Stammesgenossen um keiner andern Sünde willen, als der, Deutsche zu sein, im Süden zu erdulden gehabt und noch haben, — sie enthalten die ernsteste Mahnung an die Deutschen im Norden, alle ihre Kräfte freudig der Unterdrückung einer Rebellion zu widmen, die, wenn siegreich, das ganze deutsche Element mit eiserner Hand erdrücken würde. Kann es Deutsche geben, die so einsichtslos oder so pflichtvergessen sind, um zu sagen, daß die Nation sich vor den Rebellen demüthigen und ihnen die Hunderttausende, wenn nicht Millionen aufrichtiger Unionsmänner im Süden auf Gnade und Ungnade überantworten soll? — Denn nichts Geringeres, als das, würde ein Friede mit dem Süden bedeuten. Aufs feierlichste haben die Führer aller Parteien im Süden erklärt, daß sie einen Frieden, der auf eine Wiederherstellung der Union abzielte, um keinen Preis annehmen würden, daß sie mit den „Yankees" nicht wieder zusammenleben wollen, selbst wenn diese sich zu ihren leibeigenen Sklaven machen wollten, daß Nichts sie zufrieden stellen kann, als Trennung und daß sie die „Friedensdemokraten" im Norden mit ihrer Einbildung, durch Frieden und Compromisse die Bundeseinheit wiederherstellen zu können, aufs gründlichste verachten. Ein Friede, jeder Friede, der einer gänzlichen Zertrümmerung der Militärmacht des Südens voranginge, bedeutet also nichts Geringeres, als dauernde Zertrümmerung des Landes, die Vernichtung jeder

grßen Zukunft der Republik und die schmachvolle Preisgebung zahlloser Unionisten im Süden, besonders der Deutschen, an die Rache und den Haß einer halbbarbarischen, grausamen und blutgierigen Bevölkerung.

Ach, und gleichwohl giebt es deutschredende Bürger des Landes, — nicht im Süden, sondern hier im Norden, die theils aus engherzigem Parteihaß, theils aus Unkenntniß der Entstehungsursachen und des Zweckes der Rebellion mit ihr sympathisiren, die Sache der Nation beschädigen und verkleinern, wo sie können und die Nothwehrmaßregeln, zu welchen ein um seine höchsten Güter ringendes Volk durch die drohende Gefahr gezwungen worden ist, als nachträgliche Rechtfertigung der Rebellion betrachten. Es giebt Deutsche, die, weil sie früher stets gewohnt waren, in den Rebellenhäuptlingen die Leiter ihrer, der demokratischen Partei zu sehen, auch jetzt zu denselben halten zu müssen glauben, die in dem widerwärtigen Rothwelsch ihrer Partei den Krieg, den nicht eine Regierung, sondern ein großes freies Volk führt, als einen „schwarzrepublikanischen" oder „abolitionistischen" bezeichnen und dadurch zu beschimpfen glauben. Daß fast zwei Jahre lang das Volk sich vergebens abgemüht und gerungen hat, um eine Wiederherstellung der Union mit sammt der Sklaverei zu erlangen, ehe es, die vollkommene Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens erkennend, sich entschlossen hat, die Sklaverei fahren zu lassen, — das gilt diesen Freunden der Rebellen als Beweis dafür, daß der Krieg von Anfang an zum Zweck einer Zerstörung der Sklaverei geführt worden sei. Und in dieser Behauptung finden sie dann zugleich eine Rechtfertigung des Südens dafür, daß er den Krieg angefangen hat. Der Süden, sagen sie, wußte, daß die Republikaner, einmal ans Ruder gelangt, die Sklaverei zu zerstören suchen würden. Darum glaubte er ihnen zuvorkommen und sich gegen das ihm drohende Unheil dadurch schützen zu müssen, daß er sich noch vor Lincolns Amtsantritt bewehrte, sich der Bundesforts im Süden bemächtigte, eine Armee bildete, kurz, den Krieg eröffnete.

Nur blinde Parteiwuth, die sich jedem Einflusse vernünftiger Gründe entzieht, oder die vollständigste Unkenntniß der politischen Geschichte der Ver. Staaten kann solchen Behauptungen der mit den Landesfeinden gleichgesinnten Volksverführer Gehör und Eingang verschaffen. Wer nur die geringste Kenntniß von der Entwickelung des amerikanischen Parteilebens hat, weiß, daß niemals ein Krieg auf schnödere, böswilligere Weise und ohne die mindeste berechtigte Veranlassung herbeigeführt worden ist, als der jetzige durch den Sklavenhalter-Adel des Südens. Er weiß, daß die Losreißung des Südens von den Sklavenhaltern schon seit länger, als einem Menschenalter geplant worden ist, denn die Hauptredner der Sezessionisten in dem südcarolinischen Staatsconvente, welcher die Losreißung beschloß, haben das mit dürren, klaren Worten erklärt. Er weiß, daß die Minister Buchanans, Thompson, Floyd und Toucey, bereits alle Vorbereitungen für den Krieg des

Südens gegen den Norden getroffen hatten, ehe die als Vorwand zur Empörung benutzte Erwählung Lincolns stattfand. Er weiß vor allen Dingen, daß die Sklavenhalter absichtlich, durch Zerspaltung der demokratischen Partei in der Nationalconvention von 1860, die Erwählung Lincolns möglich gemacht und bewirkt haben, weil sie zum Losschlagen bereit und entschlossen waren, aber eines äußern Vorwandes bedurften, um die Masse der nichtsklavenhaltenden Bevölkerung des Südens zur blinden Wuth zu entflammen.

Nicht ein armseliges Parteiprogramm, nicht die Frage über Auslieferung oder Nichtauslieferung eines flüchtigen Sklaven, oder selbst über die Einführung der Sklaverei in einem der Bundesterritorien, hat das Attentat der Sklavenhalter gegen die Nationaleinheit hervorgerufen. Es ist der unauslöschliche Haß und die Verachtung, welche der bevorrechtete Adel gegen das „gemeine Volk", der menschenbesitzende Aristokrat gegen den Bürger und Arbeiter empfindet, die in diesem Attentate zu einem so furchtbaren Ausdrucke gelangt sind. Lange schon, ehe es nur dem Namen nach eine republikanische Partei gab, hatte diese Verachtung sich in dem ganzen Auftreten der Repräsentanten des Südens im Bundescongresse kundgegeben. Länger als ein Jahrzehnt ist es her, seit ein übermüthiger Sklavenhalter im Congresse den Vertretern des Nordens zurief: „Wir, die Pflanzer des Südens, beherrschen euch Nordländer mit Hülfe unserer weißen Sklaven, der Demokraten". In demselben Sinne schrieb der Louisville Courier vor anderthalb Jahren die folgenden Worte, die nur zu klar den Sinn und die Bedeutung der Rebellion des Südens ausdrücken:

„Wir, die Südländer, sind nicht stammverwandte Brüder der Yankees und die Sklavereifrage ist nur der Vorwand, nicht die wirkliche Ursache des Krieges. Der südliche Edelmann kann und mag nicht die pöbelhafte Familiarität des Nordländers ertragen. So lange, als wir die demokratischen Canaillen und Memmen im Norden kaufen, oder einschüchtern konnten, so lange konnte sich der Süden die Union gefallen lassen. Wie unsere normannischen Ahnen in England, obschon immer eine Minorität, die Angelsachsen bis auf den heutigen Tag in politischer Knechtschaft erhalten haben, so haben wir, die Sklavenbarone, bis vor einem Jahre die Nordländer beherrscht. Wir haben die Verfassung gemacht; wir haben siebzig Jahre die Politik des Landes bestimmt und Männer aus unsrer eigenen Mitte, oder sogenannte nördliche Männer mit südlichen Grundsätzen mit der Verwaltung des Landes betraut. Am 6. November 1860 warfen unsere Knechte im Norden unsere Herrschaft ab und befinden sich jetzt im Aufruhr gegen ihre früheren Eigenthümer." — „Für uns" schrieb vor kaum einem Jahre der Richmond Whig, „ist der Krieg ein Kampf um ererbte Rechte, um das Heiligthum von Haus und Heerd, um den alten Ruhm edleren Blutes. Es ist der alte, nie endende Kampf zwischen

dem Patrizier und der Plebs, zwischen dem Adel und dem Pöbel."

Wahr ist, was hier im frechen Uebermuthe dem „Pöbel" ins Gesicht geschleudert wird, daß der südliche Pflanzeradel siebzig Jahre lang die Union beherrscht, ihr Gesetze gegeben, ihre ganze Macht zur Förderung der Interessen des Südens, oder vielmehr der Aristokratie im Süden geltend gemacht hat. Denn „wenn der Pflanzer das Wort Süden gebraucht" schreibt der Demokrat Tharin aus Alabama, der ein Unionsmann, doch zugleich ein bitterer Gegner der Lincoln'schen Regierung ist, „so versteht er darunter niemals die nichtsklavenhaltenden Weißen mit, obschon deren Zahl sich zur Zahl der Sklavenhalter wie 15 zu 1 verhält. So vollständig und unbedingt ist die Herrschaft, welche der sklavenbesitzende Adel im Süden über die Masse des Volks ausübt, daß unter den Worten Süden, Rechte des Südens und Interessen des Südens niemals etwas anderes verstanden wird, als die Pflanzer, ihre Vorrechte und ihre Interessen."

Und eben dieser Süden, d. h. die Aristokratenklasse im Süden, hat Menschenalter hindurch die Union beherrscht. Als die lose Eidgenossenschaft, welche die nordamerikanischen Freistaaten nach ihrer Losreißung von England gebildet hatten, in einen Bundesstaat umgewandelt wurde, setzten es die Pflanzer der Südstaaten durch, daß ihnen die Einfuhr von Negersklaven aus Afrika bis 1808 gestattet wurde und daß sie im Bundescongresse eine stärkere Vertretung als die freien Staaten erhielten. Es wurden bei der Vertheilung der Repräsentationsbezirke nach der Kopfzahl den Sklavenstaaten drei Fünftel der Zahl ihrer Sklaven gutgerechnet, obschon sie selbst diese Sklaven so wenig, wie ihre Pferde oder Rinder als Einwohner, sondern lediglich als Eigenthum betrachteten. Louisiana und Florida wurden mit dem Gelde der Nation gekauft, um die politische Macht der Sklavenhalter zu stärken. Missouri ward, obschon durch seine Lage, sein Klima und seine Bodenbeschaffenheit ganz auf freie Arbeit angewiesen, als Sklavenstaat in die Union gezwängt. Als eine Art Entschädigung dafür boten die Sklavenhalter die feierliche Zusage, daß sie in allem westlich von Missouri gelegenen Gebiet auf die Einführung der Sklaverei verzichten wollten. Aber als dreißig Jahre später die nach Westen fortschreitende Cultur sich jenem Gebiete zu nähern begann, ward die feierliche Zusage schnöde gebrochen und mit Hülfe ihrer „nördlichen Knechte" versuchten es die Sklavenhalter, gewaltsam, mit Feuer und Schwert die Sklaverei in Kansas einzuführen.

Texas ward mit dem Blute und Gelde der Nation erobert, um, wie es südliche Staatsmänner ohne Umschweife erklärten, als festes Bollwerk für die Sklaverei und zugleich als Ausgangspunkt für weitere Eroberungen zu dienen. Dagegen ward in einem Grenzstreite mit England ohne weiteres ein Landgebiet aufgegeben, groß genug, um im Laufe der Zeit ein halbes Dutzend Staaten daraus zu bilden, — denn diese Staaten würden der Lage wegen, freie ge-

worden sein und eine Vermehrung der freien Staaten kam den Sklavenhaltern nicht in den Sinn. In der auswärtigen Politik anmaßend, brutal gegen schwache Nationen, vor stärkern gern die Segel einziehend, waren die Sklavenhalter im eigenen Lande eifrig bemüht, alle von der Bundesverfassung gewährleisteten Grundrechte zu zerstören. In den Sklavenstaaten herrschte ein so vollständiger Despotismus und bestand eine so totale Unmündigkeit der nicht zum Pflanzeradel gehörenden Volksklassen, wie nur jemals in der Adelsrepublik Polen. Der Mensch fing erst beim Baron an. Was darunter war, hatte keine andere Rechte, als bei Wahlen für die ihnen von den Pflanzern vorgeschriebenen Candidaten Stimmzettel abzugeben und gelegentlich — Abolitionisten zu ermorden, oder zu mißhandeln. Eine wirkliche Freiheit der Rede und Presse existirte so wenig, wie in Rußland. Wer sich nur unterfing, in Zweifel zu ziehen, daß die Sklaverei eine nützliche und einträgliche Einrichtung sei, wurde sofort als ein Verräther der Lynchjustiz überantwortet. Ein Wort, ein Wink, ein Stirnerunzeln des Pflanzers reichte hin, um einen beliebigen Fremden, der eine alte nördliche Zeitung bei sich führte, oder vielleicht auch nur sich unterstanden hatte, einen verschwenderischen Pflanzer um eine alte Schuld zu mahnen, der thierischen Wuth eines rohen Pöbels zu überliefern. Denn wie in allen Ländern, in welchen eine bevorrechtete Minderheit herrschte, so ward auch im Süden die große Masse des Volks in abschreckendster Unwissenheit und Rohheit erhalten. Dort giebt es nicht, wie in den freien Staaten des Nordens, auch in den kleinsten Dörfern Volksschulen, in welchen die Kinder, selbst des ärmsten Mannes, sich die Elemente einer menschenwürdigen Bildung erwerben können. Die Vertheilung des Grundbesitzes in große Plantagen verhindert die Bildung halbwegs dichter Ansiedelungen, verzettelt die Bevölkerung auf weite Entfernungen hin und macht es schon dadurch schwer, Schulen zu erhalten. Dazu kommt, daß die reichen Pflanzer, aller Volksbildung abhold, weil sie in ihr den Erbfeind der Unfreiheit und der Bevorrechtung erkennen, nicht allein nichts thun, um das Entstehen von Schulen zu befördern, sondern es auf jede Weise verhindern. Die Folge ist, daß in den südlichen Staaten hunderttausende von ärmeren Weißen in der tiefsten Unwissenheit und Rohheit aufwachsen, nicht einmal lesen lernen, von den Beziehungen, in welchen sie zum Staate und zur Außenwelt stehen, weniger erfahren, als Chinesen, oder Hottentotten, und so nothwendig zu blinden Knechten der reichen Pflanzer werden, deren lügnerische Darstellungen Alles sind, was sie jemals über ihre Rechte oder Pflichten erfahren. Nach der Volkszählung von 1850 besuchten im Staate Massachusetts 200,000 Kinder die Schulen, und der Staat wendete an ihre Erziehung $1,300,000. In dem an Einwohnerzahl ungefähr ebenso großen Staate Südcarolina betrug die Gesammtzahl der Schüler 17,000, also kaum ein Zwölftel so viel, wie in dem freien Staate Massachusetts und der

Staat verwendete auf die Schulen nicht mehr als $75,000, — d. h. nur den achtzehnten Theil der vom Staate Massachusetts für die Volksbildung verwendeten Summe. In dem einzigen Staate New York besuchten mehr Kinder die Schulen, als in allen 15 Sklavenstaaten zusammengenommen. Volksbildung und Freiheit, — Volksunbildung und Unfreiheit stehen stets und überall in Wechselwirkung mit einander. Die Presse, selbst wenn sie dem Namen nach frei ist, hört auf, es in Wirklichkeit zu sein, wenn sie für die Masse des Volkes, die unfähig ist, zu lesen, nicht existirt und alle ihre Eingebungen von einer bevorrechteten Klasse erhält. Wehe dem, der im Süden unter der Herrschaft der Sklavenhalter nur ein freies Wort—nicht blos über die Negersklaverei, nein, nur über die gedrückte Lage der armen Weißen, oder die Nothwendigkeit einer bessern Volkserziehung zu schreiben wagte. Für das Verbrechen, die Herausgabe einer Zeitung in Alabama beabsichtigt zu haben, welche die Interessen der nicht-sklavenbesitzenden armen weißen Bauern und Arbeiter vertreten sollte, ward Tharin mit 39 Knutenhieben bestraft und bei Androhung der Todesstrafe aus dem Lande gejagt.

Lange Zeit hindurch hatte der Adel des Südens, nicht ohne Erfolg, versucht, auch über die freien Staaten seine Herrschaft in demselben Sinne zu üben. Die öffentliche Meinung ward durch seine Werkzeuge auf eine Weise verdorben, daß sie die einfachsten Begriffe des Naturrechts und der Menschlichkeit zu ruchlosen Ketzereien stempelte. Wer sich zu den unsterblichen Lehren der Stifter der Republik, eines Washington, Jefferson, Franklin und Payne bekannte und darauf drang, daß allen Menschen gleiche Rechte auf Leben, Freiheit und Arbeit gesichert würden, ward als ein Staatsverbrecher behandelt. Für ihn gab es keine Preßfreiheit, außer mit dem Galgen daneben, keine Redefreiheit, außer unter dem Mordstahl erkaufter Knechte der Sklavenhalter. Noch kein Menschenalter ist es her, daß in dem freien Illinois Lovejoy von dem im Dienste der Pflanzer stehenden Pöbel ermordet ward, weil er über die Sklaverei in gleichem Sinne, wie Washington zu reden gewagt hatte, und noch kein Jahrzehnt, seit in der Stadt New York wilde Rotten unter dem Commando eines hervorragenden Leiters der Sklavenhalterpartei eine friedliche Versammlung von Gegnern der Sklaverei mit Keulenschlägen und Steinwürfen sprengten. Die natürliche Bedeutung der einfachsten Begriffe wurde in ihr Gegentheil verkehrt. Die Erhaltung der entsetzlichsten Vorrechte und mittelalterlicher Barbarei ward mit dem Namen „Demokratie" bezeichnet. Für Verbrechen galt nicht allein jeder Zweifel daran, daß die Sklaverei eine segensreiche, christlich-humane Einrichtung sei, sondern selbst der schwächste Versuch, zu beweisen, daß sie unerträglich sei, daß sie zur Verarmung der Staaten führe, in welchen sie bestehe, und daß es also nicht wünschenswerth sei, sie nach solchen Gebieten hin auszubreiten, wo sie zuvor nicht bestanden habe.

Auf solche Weise hatte der Pflanzeradel des Südens das Land regiert: — mit Hülfe seiner „weißen Leibeigenen" (der demokratischen Partei) im Norden, wie er selbst hohnlachend prahlte. Und warum plante er dennoch die Zertrümmerung der Republik?

Weil er einsah, daß auf die Dauer alle seine Bemühungen, den Geist eines freien Volkes in Ketten zu schlagen, kläglich mißlingen würden. Weil trotz der Aechtung aller offen auf den Sturz der Adelherrschaft abzielenden Bestrebungen, die immer schneller steigende Entwickelung der Macht und des Wohlstandes der freien Staaten ein Selbstgefühl und ein Bewußtsein der Kraft erzeugte, welche den dauernden Fortbestand der Herrschaft des Pflanzeradels unmöglich machten. An Einwohnerzahl und Wohlstand blieb der Süden weit hinter den rasch und kraftvoll aufblühenden freien Staaten zurück; — nur dadurch, daß er eine große Partei im Norden sich und seinen Interessen dienstbar machte, hatte der südliche Adel in der Bundescentralgewalt seine Obmacht erhalten. Aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ward das schwieriger. Immer neue freie Staaten wuchsen empor und jeder von ihnen sandte seine Vertreter zum Bundescongresse; eine immer größere Zahl unter diesen Vertretern gewann den Muth, sich den Anmaßungen der Sklavenhalter zu widersetzen. Zwar für die ihnen wirklich durch den Bund gewährleisteten Rechte hatten sie nichts zu fürchten. Keine Partei im Norden dachte nur im entferntesten daran, den Rechten, welche die Sklavenhalter in ihren eigenen Staaten hatten, zu nahe zu treten. Aber was sie zu fürchten Grund hatten, war, daß eine nicht mehr von ihnen beherrschte Bundesgewalt von ihnen eine strenge Innehaltung ihrer Pflichten fordern, die von der Bundesverfassung gewährleistete Rede- und Preßfreiheit auch im Süden zu einer Wahrheit zu machen suchen würde. Dieser Gefahr wollten sie sich nicht aussetzen. Sie wußten, daß die Fortdauer ihrer Herrschaft unmöglich sein würde, wenn man die ärmern Klassen der weißen Bevölkerung des Südens zum Genuß derselben Rechte zuließe, welche dieselben Klassen im Norden genießen. Sie wollten lieber in einem kleineren Bundesstaate allmächtig sein, als in einer großen Republik sich an allgemeiner Rechtsgleichheit genügen lassen. Darum entschlossen sie sich, die Union zu zertrümmern in der Hoffnung, auf ihren Ruinen ein mächtiges Adelsreich, vielleicht eine dereinstige Monarchie zu erbauen. Denn mehr als einmal schon ist von den Wortführern der Sklavenhalter die monarchische Staatsverfassung als das letzte zu erstrebende Endziel bezeichnet worden.

In welcher Weise und mit welchen Mitteln die Zertrümmerung der Republik versucht ward, ist in Aller Gedächtniß. Der ruchloseste Treubruch, Meineid und Unterschleif mußte den Sklavenhaltern die Mittel zur Ausführung ihres Vorhabens liefern. Einschüchterung und offene Gewaltthat mußten da, wo eine Berufung an die Unwissenheit und die rohen Leiden-

schaften der Massen nicht ausreichten, eine wirkliche oder scheinbare Einmüthigkeit der ganzen Bevölkerung des Südens erzeugen. Das Volk der freien Staaten, seinerseits so von Nationalgefühl durchdrungen, daß es nicht an den Ernst der Losreißungsbestrebungen glauben mochte und darin lediglich Drohungen zur Erpressung von Zugeständnissen erblickte, sah in starrem Staunen, wie gelähmt und unfähig, nur eine Hand zur Abwendung des drohenden Unheils zu erheben, den Vorgängen in den südlichen Staaten zu. Es glaubte monatelang, daß es nur in einem bösen, schrecklichen Traume befangen sei; wartete jeden Tag darauf, daß der Süden die zum Schlage erhobene Hand zurückziehen und lachend erklären werde, nur einen groben Spaß getrieben zu haben. Die Diener der Sklavenhalter bestärkten es in diesem Wahne und riefen die heftigsten Verwünschungen auf Alle herab, die sich unterstehen würden, den Drohungen und Gewaltthaten des Südens zu begegnen. „Keinen Zwang, keine Vergewaltigung!" war ihre Losung; „man gebe dem Süden Alles, was er will, und die Ruhe wird wiederhergestellt sein." Und das ward gesagt, während die Führer des Aufruhrs im offenen Bundessenate erklärten: „Selbst wenn ihr uns ein weißes Blatt Papier gäbet, um ganz nach unsrem Belieben die Bedingungen niederzuschreiben, unter welchen wir wieder dem Bunde angehören wollen, würden wir es euch ins Gesicht werfen." Der Präsident Lincoln trat sein Amt an, rathlos, unentschlossen, so wenig, wie die große Masse des Volks die Gefahr der Lage und den Ernst der Absichten des Südens klar erkennend. Durch feierliche Zusicherung der strengsten Wahrung aller den Sklavenhaltern verbürgten Rechte und durch Verzicht auf jeden Versuch, die Bundesautorität da, wo sie bereits zerstört *war*, mit Gewalt herzustellen, glaubte auch er den Sturm beschwichtigen, den unheilbaren Conflikt zwischen einem herrschsüchtigen Adel und einem freien Volke beschwören zu können.

Vergebens! Der Donner der Geschütze, welche der Landesverrath auf die Mauern des Fort Sumter gerichtet hatte, verscheuchte alle freundlichen Täuschungen über die Möglichkeit einer Versöhnung und zwang dem Volke die Ueberzeugung auf, daß ihm keine Wahl bleibe, als die Einheit und Größe des Landes von Frevlerhänden vernichtet zu sehen, oder einen Kampf auf Tod und Leben gegen die Missethäter zu beginnen, die den Mordstahl zum Stoße in das Herz der Republik gezückt hatten.

Seit zwei Jahren wüthet jetzt dieser Kampf. Noch ist er nicht entschieden. Ungeheure Anstrengungen und Opfer, die ein freies Volk dargebracht hat, sind durch Kurzsichtigkeit, Charakterschwäche oder Unfähigkeit der Führer, die es sich gegeben hat, vereitelt worden. Hunderttausende seiner Söhne haben auf Schlachtfeldern oder in Lagern und Schanzgräben ihr Leben oder ihre Gesundheit hingegeben und die Summen, welche das Volk aus seinem Erwerb freiwillig der Regierung dargebracht hat, übersteigen 1000 Millionen Dollars.

Kaum jemals, seit es Völker giebt, hat ein freies Volk aus eigenem Willen so verschwenderisch Gut und Blut für seine höchsten Lebensgüter geopfert. Und noch immer kann es dieser Opfer kein Ende absehen. Wohl ist ein großer Theil des Gebietes der Rebellion unterworfen worden und in dieser Beziehung der Krieg bis jetzt schon erfolgreicher gewesen, als irgend ein europäischer Krieg der Neuzeit, denn das dem Bunde wieder unterworfene Gebiet mißt Hunderttausende von Quadratmeilen. Aber zur Bewältigung der ganzen Rebellion bleibt noch viel, sehr viel zu thun.

Soll man deswegen den Muth verlieren und in kleinmüthiger Verzagtheit den Einflüsterungen Derer Gehör gegeben, welche einen faulen Frieden, der die Keime nie endender künftiger Kriege in sich tragen würde, um den Preis der Schande, der Demüthigung, ja des nationalen Unterganges der Republik erkaufen möchten? Soll man zugeben, daß der nordamerikanische Continent, den ein gütiges Geschick zum Schauplatze einer großen auf allgemeiner Volksfreiheit beruhenden Gesittungsperiode der Menschheit bestimmt zu haben schien, wie Europa in ein Gewirr von Staaten zerbröckelt werde, die im unablässigen Hader untereinander ihre besten Lebenskräfte schnöde vergeuden, und in welchen auf den Trümmern der Volksfreiheit der Despotismus sich neue Zwingburgen erbaut?

Dem deutschen Amerikaner wenigstens bleibe so schimpfliches Verzagen ferne! Er entstammt einem Volke, das Menschenalter hindurch gerungen hat, um die Ideen, für welche der freie Norden kämpft, gegenüber dem vom Sklavenhalter vertretenen Prinzipe mittelalterlicher Unfreiheit und Bevorrechtung zur Geltung zu bringen. Denn der Kampf, in welchem Amerika sich befindet, ist in seinem Wesen derselbe, den Europa, den Deutschland in Folge der Reformation zu bestehen gehabt hat. Dort war es der Conflikt zwischen der Freiheit des Einzelnen und der starren Autorität auf geistigem Gebiete, welcher Menschenalter hindurch die Länder Europas in Schauplätze blutigen Haders verwandelte; hier ist es der Kampf der bürgerlichen Freiheit gegen den Versuch, die auf Unfreiheit und Rohheit beruhende Staatsform zur herrschenden zu machen, welcher zwei Hälften einer großen Nation gegen einander bewaffnet.

„Cavaliere" nennen sich die südlichen Pflanzer selbst und blicken mit Verachtung auf den rohen „Arbeiterpöbel" des Nordens herab. Der träge Genuß todten Besitzes, dem die erzwungene Arbeit geknechteter Menschen den Zins abgewinnt, ist ihnen der Inbegriff aller Wohlanständigkeit; — den durch Arbeit, sei es körperliche oder geistige, erworbenen Besitz verachten sie. Wie die schnödesten deutschen Junker suchen sie ihren höchsten Stolz darin, Alles, was sie sind und haben, ererbt und nicht durch eigene Thätigkeit erworben zu haben. Dem, der durch Fleiß und Geschick sich zu Ansehen und Vermögen emporringt, sprechen sie alles Anrecht auf gesellschaftliche Gleich-

stellung mit sich so entschieden ab, wie der mecklenburgische Edelmann dem bürgerlichen Gutsbesitzer, Industriellen oder Kaufmann. Den freien Arbeiter schätzen sie wo möglich noch geringer als den leibeigenen Neger; sie bezeichnen ihn als „weißen Sklaven", dessen Lebenszweck sei, den bevorzugten Klassen zu dienen, — etwa wie die Cavaliere des vor. Jahrhunderts annahmen, daß sie mit Sporen an den Füßen und der „Pöbel" mit Sätteln auf dem Rücken geboren sei, um von ihnen geritten zu werden. Im März 1858 setzte der Bundessenator von Süd-Carolina, Hammond, diese Lehren des Junkerthums mit einer Schärfe und Rücksichtslosigkeit auseinander, wie sie selbst in Deutschland, ja in Rußland unerhört wäre. Denn heutzutage wagt der Adel auch dort nicht mehr, solche Lehren, wie die der Sklavenhalter Amerikas, offen zu predigen, die freie Arbeit als schimpflichen Frohndienst zu verhöhnen und den Fortschritt auf allen Gebieten des Erwerbslebens, wie der geistigen Bildung als eine Barbarei zu bezeichnen. Doch der amerikanische Pflanzeradel wagt es, — wagt es nicht bloß, sondern begeht auch noch die maßlose Frechheit, seinen Lehren den Namen „Demokratie" zu geben. Wie viele Eingewanderte haben sich nicht durch den plumpen Betrug, der in dem Gebrauche dieses Wortes lag, bethören lassen! Wie viele giebt es, die noch heute in völliger Verleugnung alles gesunden Menschenverstandes die mit den ersten Voraussetzungen aller Volksfreiheit im strengsten Gegensatze stehenden Lehren der Sklavenhalter als „demokratische" bezeichnen! Als ob nicht Achtung vor der Arbeit und dem Selbstwerthe des Menschen, den sie darstellt, die unterste Grundlage jedes wahrhaft freien Staatswesens wäre!

Man werfe nur einen Blick auf die öffentlichen Zustände des Südens, wie sie sich unter der nun schon über zwei Jahre währenden unumschränkten Herrschaft der Sklavenhalter entwickelt haben. Verräthergenossen im Norden schelten über die angeblichen Beschränkungen der persönlichen Freiheit, welche die Bundesregierung eingeführt habe. Sie wissen nichts der Art anzuführen, als die Verhaftung einiger Dutzend ihrer Genossen, welche offen gewaltsamen Aufruhr gepredigt haben. Damit vergleiche man den Süden. Dort besteht für Diejenigen, welche der Rebellion so abhold sind, wie die Rebellenfreunde im Norden der Bekämpfung des Südens, so wenig Rede- und Preßfreiheit, wie für rothe Republikaner in Rußland. Hunderte und aber hunderte loyaler Bürger des Südens sind oft bloß auf den Verdacht, verdächtig zu sein, erhängt, erschossen, oder als obdachlose Flüchtlinge von Haus und Heerd gejagt worden. Ein Militärdespotismus, so unumschränkt und rücksichtslos, wie er nur je in absoluten Monarchieen bestanden hat, drängt alle Functionen der ordentlichen Behörden bei Seite. Ein Conscriptionsgesetz, welches die Aushebung aller männlichen Einwohner vom 16. bis zum 60. Jahre anordnet, nimmt ausdrücklich die reichen Pflanzer, die mehr als 20 Sklaven besitzen, von der Militärpflicht aus. Die durch den Abschluß von

der Außenwelt erzeugte Noth setzt die reichen Sklavenhalter in den Stand, die Güter der weniger Bemittelten um ein Lumpengeld an sich zu bringen, macht die Aristokratie nur immer stolzer und mächtiger, während sie die kleinen Grundbesitzer mehr und mehr auf ein und dieselbe Stufe mit leibeigenen Arbeitern setzt. Verachtung aller Vorschriften der Gesittung erzeugt bei den rebellischen Pflanzern eine Bosheit und Blutgier, die sonst nur den rohesten Zeiten der Barbarei angehört. Daher die vielen Drohungen der Rebellen mit einem Vernichtungskriege, der nur durch Ermordung der gefangenen Bundesoffiziere zum Austrag gebracht werden könne.

Es ist vergeblich, da, wo solche Anschauungen walten, einen andern Ausgang zu denken, als die völlige Vernichtung des einen von beiden Theilen, wie lange oder kurze Zeit auch der Kampf währen möge. Denn selbst *wenn* man die Möglichkeit eines die Zerreißung der Union sanctionirenden Friedens gelten lassen wollte, — wie könnten zwei Nachbarvölker, in denen so entgegengesetzte Anschauungen, Stimmungen und Leidenschaften bestehen, jemals in Frieden miteinander leben? Ihre Beziehungen zu einander würden die eines unausgesetzten Kriegszustandes sein. Es stehen sich in Nord und Süd die Prinzipien der Freiheit und der aristokratischen Bevorrechtung in gleicher Schroffheit im Kampfe gegenüber, wie jemals in Europa der Protestantismus und der Katholizismus, die Demokratie und der Absolutismus.

Ein solcher Kampf kann nicht durch Versöhnung oder Beschwichtigung beendet, er muß durchgekämpft werden, bis einem der beiden Prinzipien der vollständige Sieg über das andere verbleibt. Was sind zwei Jahre für einen Kampf, bei dem so unermeßlich Wichtiges entschieden werden soll? Sieben Jahre haben die nordamerikanischen Colonieen unter Leiden und Entbehrungen, mit welchen die durch den jetzigen Krieg den freien Staaten verursachten keinen Vergleich aushalten, gekämpft und gerungen, ehe sie ihre Unabhängigkeit von England erstritten. Und die heutigen Vereinigten Staaten, mit einer achtmal größeren Bevölkerung und hundertmal größerem Besitzthum sollten schon nach zwei Jahren in dem Kampfe um die Freiheit erlahmen?

Das kann, das wird nicht geschehen. Selbst wenn die Rathschläge des Kleinmuths oder des Verraths Gehör finden sollten, in dem Trotze, womit die Rebellen jeden, selbst den erniedrigendsten Vorschlag zur Wiedervereinigung zurückweisen, liegt die Bürgschaft dafür, daß der Krieg zum Austrag gebracht werden *muß*.

Mögen denn die *deutschen* Amerikaner, eingedenk des Treue-Eides, welchen sie der Republik geschworen, sich des Landes ihrer Geburt, wie des Landes ihrer freien Wahl würdig zeigen. Des Landes ihrer Geburt, in welchem das Streben nach geistiger Freiheit, das den Abschluß des Mittelalters bezeichnet, seinen Ursprung genommen hat; — des Landes ihrer Wahl, in welchem dieses Streben durch die Schöpfung eines auf Freiheit beruhenden

Völkerbundes zur kraftvollsten Darstellung gelangt ist. Mögen sie stets eingedenk bleiben der großen Wahrheit, daß Niemand der Freiheit werth ist, der sie nicht allen Menschen gönnt und daß die Vernichtung der Menschenrechte auch der geringsten und niedrigsten Mitglieder der Gesellschaft sich durch Zerstörung der Grundlage des ganzen Gesellschaftsbaus auf's bitterste rächt.

Keine schwächliche Verzagtheit, keine Rücksicht selbstischen Interesses, kein Verdruß über Thorheiten, Mißgriffe und Unzulänglichkeiten, die von weniger begabten Führern begangen werden, darf in Demjenigen, der den Werth der Güter begreift, um welche der Kampf geführt wird, den opferfreudigen Eifer und die von Zuversicht durchdrungene Hingabe an die Sache der Republik verkümmern oder verlöschen. „Einheit und Freiheit!" sei das Losungswort jetzt und immerdar! In diesem Zeichen muß und wird der Sieg errungen werden, — ein Sieg nicht bloß für heute und für ein Volk, sondern für die Zukunft der gesammten Menschheit.

Hollinger Corp.
pH 8.5

Hollinger Corp.
pH 8.5